Jorinde, die Siebzehnjährige [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 25

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-638688

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 25 – 27. Jahrgang Verlag: Berner Woche, Bern 19. Juni 1937

Gewitterabend

Von Gottfried Keller

Es dämmert und dämmert den See herab,
Die Wasser sind gar so dunkel;
Doch wenn ob den Bergen der Blitzstrahl zuckt,
Was ist das für ein Gefunkel!

Dann tun dem Schiffer die Augen weh,
Er sputet sich ängstlich zu Lande,
Wo gaffend der Feierabend steht
Am grell erleuchteten Strande.

Die Leute freuen und fürchten sich
Und wünschen ein gutes Ende
Und daß der Herr kein Hagelgericht
In ihren Krautgarten sende.

Jetzt zischt der Strahl in die laue Flut,
Rings spannen sich feurige Ketten;
Der blöde Haufen ergreift die Flucht,
Sie verkriechen sich in die Betten.

Wenn Gott einen guten Gedanken hat,
Dann raunt man: es wetterleuchtet!
Paß auf, Gesindel, daß nicht einmal
Er in die Wirtschaft dir leuchtet!

JORINDE, die Siebzehnjährige

Roman von LISA WENGER 25

„Das wäre mir sehr lieb", sagte Andreas. „Nur zweifle ich daran, daß sie es in dem Sinne tun wird, den ich erhoffe. Wir Dreißigjährigen sehen eben schon den Herren Vätern ähnlich, und so auch unsere Handlungen."

„Also doch", rief Ulrich. „Also doch. Das kann ja schön werden." Und damit ging er und nahm keinen Hut mit und keinen Stock und ließ die Türe offen stehen, und ebenso den Geldschrank. Andreas schloß ihn zu, denn er kannte die Buchstaben, die dazu nötig waren: Jo — Jo. —

Die Tage, die Jo noch ihrem Vertrag gemäß bei Frau Zwahlen zu verbringen hatte, gingen rascher vorüber, als sie gefürchtet hatte. Die Nachricht, daß sie gehen werde, hatte sich unter den Pensionären und der Kundsame der Frau Wirtin herumgesprochen. Es wurden Anstrengungen gemacht, sie zu halten. Man versuchte, noch ein paar Auskünfte ihrer Verschlossenheit zu entreißen. Die Arbeitgeberin wollte mit gesteigertem Lohn wirken. Sie bot ein größeres Zimmer an. Sie wollte jeden zweiten Sonntag freigeben. Nichts fruchtete, Jo blieb fest. Sie lachte innerlich, wenn sie daran dachte, wie leicht ihr das fiel.

„Daß Sie keine richtige Kellnerin sind, das habe ich Ihnen gleich angemerkt."

„Woran denn?" fragte Jo.

„Halt an allem. Alles war anders als gewöhnlich. Sie waren verläßlich. Und ich mußte nichts zweimal erklären. Und auch sonst. Bei Ihnen mußte man auf der andern Seite anfangen. Immer wär's ja auch nicht gegangen, denn die Mannen wollen auch ihre Freude haben, und so ein Mädchen hie und da einmal in die Backe kneifen. Daß sie das nicht durften, das hat der hinterste Dummkopf gemerkt."

„Ja, das konnte ja ein Schneck merken", sagte Jorinde. „Aber geschadet hat es Ihnen doch nicht, daß ich da war?"

„Nein bewahre. Bewahre, das wäre ja eine Sünde, wenn ich das behaupten wollte. Nur so auf die Dauer, da geht es eben doch nicht. Beinahe haben die Leute ja weniger getrunken."

Oh, das freut mich, sehr freut mich das, denn was der Wein für eine Wirkung hat, das habe ich auch schon erfahren. Und morgen muß ich gehen, man holt mich ab."

„Wer?"

„Nun, ein Auto. Wer darin sitzt, das werden Sie ja selbst sehen."

Der Morgen kam. Jorinde hatte schon in der Frühe ihre Sachen zusammengesucht und sich den Rucksack zurechtgelegt. Ein großer Strauß Alpenrosen hatte der Matten-Arnold gebracht. Die Wirtin hielt ein goldgelbes Butterbällelein bereit, mit nassen, grünen Krautblättern gut in eine Blechschachtel gepackt, und ein vierpfündiges Bauernbrot war auch dabei. Sie, das Kind, der Sami, die paar Gäste, die schon da waren, die Nachbarinnen, alles, alles stand unter der Türe und wollte dem Abschied Jorindes zuschauen und die Ankunft des Autos nicht versäumen.

Heute gab Jorinde die Trinkgelder, heute nahm sie sie nicht, und es machte ihr doch sehr viel mehr Freude, sie zu geben, als sie in ihrem braunen Holzschächtelchen zu bergen. Bis zu fünf Franken hatte sie im Tag eingenommen, an den Sonntagen mehr, und mit Stolz und einem kleinen beschämenden Gefühl, dessen sie sich nicht erwehren konnte, zählte sie zusammen. So ein wenig wie ein Lustspieltheater war ihr die ganze Sache doch vorgekommen, wenn sie auch tüchtig gearbeitet hatte und manches Unangenehme überwinden mußte. Aber sie wußte: Ich kann mich davonmachen, sobald ich nur will. Und darum fehlte wiederum etwas an dem richtigen Geldverdienen.

Der Wagen fuhr vor, Andreas stieg aus, und die Zuschauer machten lange Hälse.

„Ja so", sagten sie.

„Ja so", sagte auch die Wirtin. Sami sagte gar nichts.

Die Begrüßung war kurz zwischen Jo und Andreas. Der Abschied herzlich, und ehe die Wirtin samt den Nachbarn alles gesehen, was sie zu sehen hofften, war das Auto über alle Berge. Wer sie wohl gewesen sein mag, fragte man sich. Daß es eine Märchenerzählerin gewesen, hätte niemand verwundert, denn das war ja nun beinahe ein Märchen, daß sie einen ganzen Monat in der Alpenrose ausgehalten hatte als Kellnerin. Da steckt etwas dahinter, sagte ein ganz kluges Mädchen.

Der Ausflug

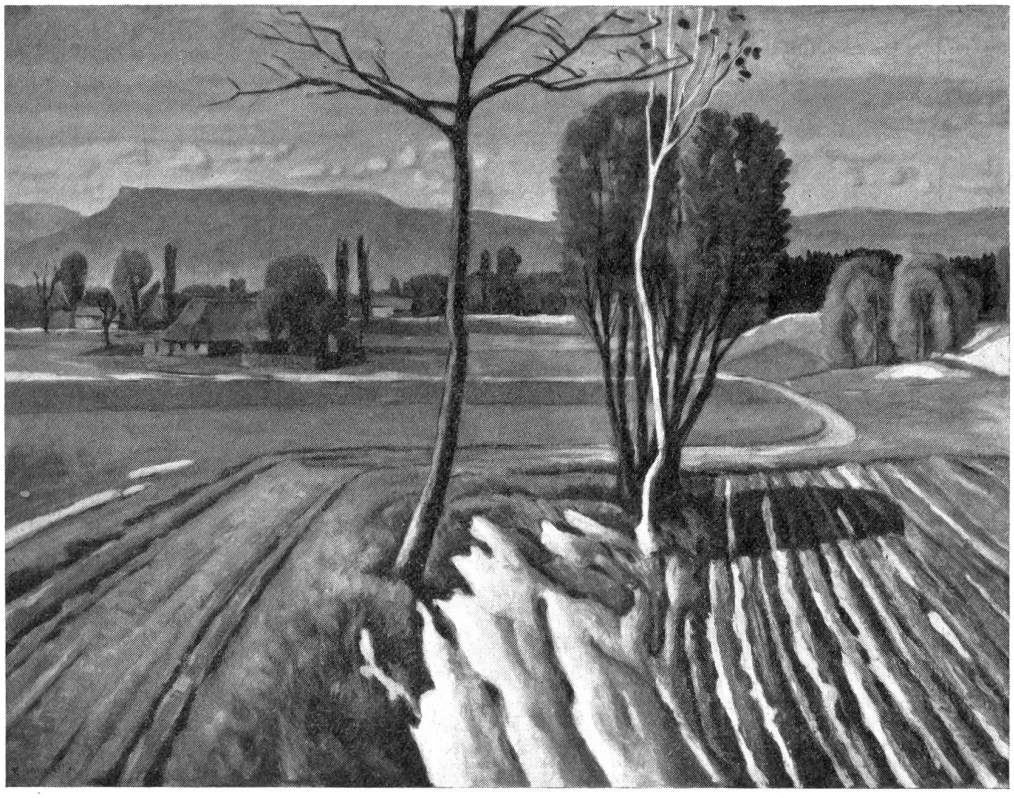
Andreas Zumbrunn hatte sich sehr auf diese Fahrt gefreut. Fräulein Jorinde Steffen hatte sich sehr auf diese Fahrt gefreut. Trotzdem saßen beide still an ihren Plätzen, er hinter dem Steuer, sie auf dem Sitz nebenan. Die ersten Fragen waren schnell und freudig abgehaspelt worden. Eine hatte die andere gejagt, und auf die Antworten war es gar nicht angekommen. Das, was jedes gerne gewußt hätte, wurde ja weder gefragt noch beantwortet. Endlich war nichts mehr zu erzählen. Andreas wußte nun genau, wie es Jorinde den langen Monat hindurch ergangen war, und überhäufte sie mit Lob, wie sie es nicht anders erwartet hatte. Sogar die Trinkgeldfrage war für ihn keine gewesen, er sah die Sache genau so an, wie Jorinde es getan hatte. Zu erzählen hatte er nicht viel. Er konnte Jo doch nicht mitteilen, daß er und sein Zwilling zu Hause aneinander vorbeigingen, wie zwei Tiger, die man in den selben Käfig gesteckt. Immerhin, natürlich, zivilisierte und des Blutdurstes entwöhnte Tiger. Aber erfreulich war das Daheim trotzdem nicht mehr. Und keiner wußte es bestimmt, warum er eigentlich wütend auf den andern war. Auf seine Frage, die Beschützerrolle betreffend, hatte Ulrich nur mit einem knurrenden „Nein" geantwortet. Das besagte aber noch lange nicht alles. Er konnte erst vorhaben, Jo darum zu bitten. Ihm, dem angeborenen Bruder, brauchte der Eindringling (in Jos und seiner Freundschaft) ja nichts zu beichten. Auch Zwillinge dürfen zu gewissen Zeiten Geheimnisse voreinander haben. Tatsache war also, daß Jorinde und Ulrich am weißen Ball Hand in Hand durch den Garten gegangen waren, der Dunkelheit zu. Zwei Zeugen waren herbeizuschaffen. Tatsache war, daß Fräulein Steffen ihm seither nicht mehr geschrieben hatte. Vielleicht log ihn Ulrich aber einfach an, wenn er sagte, er wisse nichts von ihr. In Liebessachen lügen ja die aufrichtigsten Wahrheitsfanatiker, besonders dem Rivalen gegenüber. Daß er das war, das wußte nun wiederum dieser Ulrich nicht. Aber es ist eine bekannte lästige Eigenschaft der Liebesgefühle anderer, daß sie Fühlhörner haben. Sie wittern es. Darum wußte Ulrich von Andreas Liebe, ohne daß ein Mensch es in Worten ihm gesagt zu haben brauchte. Alle diese Gedanken, als Kette gedacht, wirkten nicht beruhigend auf den Lenker des Wagens, sondern lähmend auf seine Mitteilungslust. Man schweigt eben in einem solchen Falle, und so schwieg auch er.

Beinahe ebenso, wenn auch anders, erging es Jorinde. Was sie abgeschüttelt hatte, was sie durch viele Arbeit und Buße zum Verschwinden gebracht hatte, wachte wieder auf. Und zwar geschah es jäh und drohend. Da saß sie nun mit ihrem Geheimnis im Herzen. Da saß sie, und hatte ihren Wanderer neben sich und hätte eine schöne Gelegenheit gehabt, das, was sie ihm hatte beichten, sagen und schreiben wollen, nun auch wirklich zu sagen. Das sehe ich ein, dachte Jo, aber es nützt wenig. Einsehen, wenn man beichten muß, ist ja selbstverständlich nur ein Anfang. Was nachher kommt, das Beichten, das ist das Schlimme. Gibt es etwas Schmerzlicheres und Demütigenderes als eine Sünde, oder, wenn dies Wort zu kraß ist, eine schofle Handlung, kurz, eine Gemeinheit, bekennen zu müssen? Und zwar vor dem Menschen zu bekennen, vor dem man doch gerne und selbstverständlich glänzen möchte? Wer kann eigentlich so etwas von einem verlangen? Einzig und allein das Gewissen. Und mit dem habe ich doch einen Pakt geschlossen, daß es mich nach diesem Dienen und Arbeiten einen Monat lang nicht mehr behelligen dürfe. Und nun? Es kehrt sich nicht daran. Es peinigt weiter. Das ist so wenig fair (das herrliche Wort), wie es von mir fair war, das im Ballsaal. Also sind wir quitt. Jorinde setzte sich gerade auf. Sie wuchs. Die niederdrückende Last war weg.

„Sie sind so still, Jorinde?"

„Sie auch, Andreas."

Mochte es nun sein wie es wollte, und mochte Andreas leiden aus Eifersucht und Ungewißheit, Jo aus Scham und Angst vor dem Bekenntnis, von dem sie wußte: Heute muß es gesagt werden, es ist der letzte Termin, sie waren doch leise und uneingestanden glücklich, nebeneinander zu sitzen. Jo machte in aller Stille wieder eine Probe: Liebe ich diesen Andreas? Diesen Mann, der da sitzt und geradeaus schaut, und seine schöne Nase vorwärtsgerichtet hält, und nicht einmal den Kopf dreht und etwas zu mir sagt? Nein. Denn ich bin böse auf ihn. Liebte ich ihn, könnte ich ja nicht böse auf ihn sein. Ich bin zweitens böse, daß er vom Ball heimgegangen ist, und einfach weil ich nicht gleich dastand und mir erlaubt habe mit Herrn Ulrich Zumbrunn durch den Garten zu gehen. Drittens bin ich böse, weil ich dadurch, daß er fortgegangen ist, mit dem Mann allein blieb, der wie ein Gangster mich einfach überfallen hat. Hilfe in der Not (zum Beispiel in Gestalt eines Zwillings) ist natürlich nie da! Und der Schuld ist, daß ich nachher ... der mir einfach den Weg gezeigt hat und mich auf Gefühle gebracht hat, die ich vorher nie hatte. Und darum bin ich dreimal auf Andreas böse, und liebe ihn also nicht. Das kann doch ein Schneck begreifen. Und dazu fürchte ich ihn jetzt, denn sonst könnte ich ihm ja ruhig sagen, daß ich seinen Bruder geküßt habe, weil ... nun ... einfach, weil es mich gelüstet hat. Nun aber fuhr Jo zusammen. Das Gewissen wollte sich diesen Gedankengang einfach nicht mehr gefallen lassen. Ein Stich, wie von einer Lanze, ging durch Jo, so daß sie beinahe geschrien hätte. Sie seufzte aber nur. Andreas fuhr aus seinen Gedanken.



Eugen Henziross: Heimatscholle

„Ist Ihnen nicht gut? Fehlt Ihnen etwas? Kann ich etwas für Sie tun?" Jo schüttelte den Kopf.

„Ich dachte an etwas, und das gab mir einen Stich ins Herz." So, sagte sich Andreas. Einen Stich ins Herz? Sie hat einfach Heimweh nach Ulrich. Er auch setzte sich nun gerade und hielt sein Steuer fest in der Hand, daß beinahe seine dicken, braunen Lederhandschuhe geborsten wären. Da kann ich nun nicht helfen. Sie wird ihn ja bald genug wieder sehen. Er wird sich oft genug in der Nähe herumtreiben. Der Wagen ist ja überhaupt beständig auf der Fahrt. Soll ich ihr einen Gruß von dem ... diesem Ulrich ... ausrichten? Nein, sie könnte ja vor Freude wiederum einen Stich ins Herz bekommen. Und zudem kann das keiner von mir verlangen. Andreas schielte einen Augenblick auf Jo hinunter. Ein so köstliches Geschöpf.

„Was macht eigentlich der Herr Ulrich?" fragte das entzückende Geschöpf. Sie sagte es höhnisch, aber das entging dem voreingenommenen Bruder.

„Danke. Gut. Wie sollte es ihm sonst gehen?"

O, ich dachte nur, es wäre höflich gewesen mich grüßen zu lassen." Du Schlauberger, dachte Andreas, denkst, ich merke nichts? Der Wagen sauste davon, wie er noch nie geflogen war.

„Fahren Sie mich in das bessere Jenseits?" fragte Jo. Da kam der Lenker wieder zu sich und machte sich ernstlich Vorwürfe, daß er sich so hatte gehen lassen. Er begann zu beschreiben, wohin sie fahren würden, an welcher Stadt, an welchen Dörfern vorbei, und an welchen Seen. Er machte Umwege und hatte beim Erklären des Reiseweges geflunkert, denn es sollten drei Tage zu dem Ausflug gebraucht werden, und nicht nur zwei, trotz den schweren Hemmungen und den Widerständen seinem Fahrgast gegenüber. Er wurde beredt, er erzählte eifrig, und begann von Büchern zu sprechen, die er las. Er erzählte von dem Quartett, das monatlich zweimal bei ihm zusammenkam, und eine Freude für ihn war und ein Glück. Bei dem Wort Glück durchzuckte es ihn, denn eigentlich war das betrübend, wenn ein Quartett das Glück sein muß, statt eines geliebten Mädchens.

Kennen Sie Töpfer?"

„Nein, was ist das für einer?"

„Er nennt seine Geliebte den „Geliebten Gegenstand", und ich muß jedesmal von neuem lachen, wenn ich es lese. Es nimmt alle Poesie, es ernüchtert die heißeste Liebe ..."

„Wie können Sie das wissen?" fragte Jorinde vorlaut.

„Das ahnt man. Der geliebte Gegenstand ... statt: das unbeschreiblich geliebte Geschöpf ..., oder das süße Ding ... oder so ..."

„Ja, es ist schon ein Unterschied", sagte Jo. Es wurde ihr ganz weich zumute, wenn er so daherredete. Und jäh kam ihr der Gedanke, daß es schön wäre, wenn er solche Worte zu ihr sagen würde, statt sie nur so beispielsweise anzuwenden, quasi um recht zu haben. Sie schwieg, und er, der viel zu weit gegangen war, wenn man die Hoffnungslosigkeit seiner Gefühle in Betracht zog, schwieg auch.

Sie fuhren an einem kleinen, wilden See vorbei. Die hohen Berge, die um ihn Wache standen, spiegelten sich in seinem dunkelgrünen Wasser. Ohne Ufer stiegen sie aus der Tiefe, jäh und schroff in Uebereinstimmung mit der Geschichte der Urkantone, in Uebereinstimmung mit ihren schwarzhaarigen und blauäugigen Mannen. Andreas schlug vor, auszusteigen und einen Gang den See entlang zu machen, darnach Mittag zu essen. Jo war einverstanden.

„Das ist ein eigenwilliger See", meinte sie. „Der weiß viel und hat viel erlebt. Aber weißt du ... wissen Sie, Andreas, hier möchte ich nicht wohnen. Der dunkle See und die Berge würden einem ja die Freude aus der Seele reißen. Sie würden einen erdrücken."

„Man muß sie gewöhnt sein", sagte Andreas.

„Man lernt ja alles, aber dabei wird man langsam härter und abweisend, glauben Sie nicht?"

„Vielleicht. Ja, vielleicht.“ Sie gingen weiter, schweigsam unter dem ungewohnten Druck der Mächtigkeit der Natur, und Gefühle und Klagen wagten sich nicht ans Licht vor der Größe dieser Riesen. Ein Glöcklein bimmelte.

„Das läutet zum Essen“, rief Jo und lachte. „Es scheint Hunger zu haben, so eifrig ruft es uns.“ —

Bei Tisch saßen sie einer Dame gegenüber, die übereifrig mit ihrem Nachbarn plauderte, hastig aß, und laut und grell lachte. Ein Kätzchen strich unter dem Tisch an Jorindes Kleid vorüber. Sie wollte es streicheln und bückte sich, als gegenüber ein gellender Schrei ertönte: Eine Katze! Die Dame fiel in Ohnmacht. Man lief herbei, man holte den Wirt, wollte den Arzt rufen, aber der Mann der Dame bat, sich zu beruhigen, da die Sache nichts auf sich hätte. Seiner Frau geschähe das jedesmal, wenn sie eine Katze spüre. Man beruhigte sich, die Frau erholte sich.

Andreas und Jo tranken in einer duftenden Sommerlaube ihren schwarzen Kaffee.

„Was sind Sie doch für ein herrliches Gegenteil dieser hysterischen Frau, Jorinde“, sagte Andreas mit solch liebevoller Stimme, daß Jo verwundert aufschaute.

„Nicht wahr, das mögen Sie auch nicht, solch ein Getue? Das weiß ich noch von unserer Wanderschaft her, daß wir in vielem gemeinsam denken und empfinden.“

„Gemeinsam denken ist eigentlich keine Kunst“, meinte Jo. „Man kann ja alles aus den Büchern lernen, oder erben, oder einem einimpfen, aber gemeinsam fühlen, empfinden, fürchten, lieben, das ist des einzelnen Sache, nicht?“

„Doch nicht ganz“, lächelte Andreas. „Denn auch unsere Gefühle können Erbe sein, können eingeimpft oder gezüchtet sein. Denken Sie an den Rausch der Menge, in der Begeisterung, oder an ihren Zorn und ihr: kreuzige ihn, ihre Furcht, ihre Vorurteile, nein, ich denke, daß sich Denken und Fühlen die Waage halten. Wie alles in der Welt sich ausgleicht.“

„Wie denn?“

„Ach, Leid und Freud, Glück und Unglück, Gunst und Ungunst. Könnte man das Erleben jedes einzelnen wägen, man würde sich wundern, wie gerecht das Schicksal ist, auch wo es irreführt. Freilich, das Leben zu ertragen, dem Unglück zu begegnen, die Freude einzufangen, das Glück zu erkennen, das ist wiederum des einzelnen Verdienst.“ Jo sah ihn an. Sie verglich Andreas Gespräche mit denen, die Ulrich mit ihr führte, sehr zu seinen Ungunsten.

„Wenn Ulrich und ich zusammen sind, erzählt er . . .“

„Das will ich lieber nicht wissen. Ich kenne seine Erzählungen. Sie sollen sie mir nicht wiederholen.“

„Ich wollte nur eine Bemerkung machen“, sagte Jo. Andreas sagte sich, daß sie irgendwie ihrer Bewunderung für Ulrich hatte Ausdruck geben wollen, und schwieg ebenfalls. Das kann ich nicht aushalten, dachte er. Ulrich muß mir Farbe bekennen. Ich werde ihn dazu zwingen. Ich wage ja Jo gegenüber keinen Schritt zu tun, kein Wort zu sagen. Sie könnte mich auslachen. Ich könnte es auch nicht ertragen, ein Nein von ihr zu hören. Was ich sicher weiß, ist allein Ulrichs Wort: Sie hat mir kein Recht gegeben. Das hat er gesagt, weiter nichts. Da fährt sie nun neben mir, lacht und plaudert, und jedes Wort ist eine Qual für mich und könnte solch ein Glück sein.

Freilich, ich begreife sie. Natürlich gefällt ihr der immer fröhliche Ulrich, der ausgezeichnete Tänzer, der gewandte Zauberer besser als ich, da er ja auch noch ausgezeichnet Klavier spielt und musikalisch ist. Es ist kein Wunder, daß er ihr gefällt.

„Wollen wir wieder fahren?“ frägt er und Jo nickt.

Fortsetzung folgt.

Rückblick auf Schloss und Kirche zu Spiez

Von Architekt Karl Wilhelm Dick

Auf der Landzunge, die bei Spiez in den Thunersee vorragt, mag schon zur Zeit der ersten christlichen Sendboten eine Kapelle errichtet worden sein. An ihre Stelle trat später die bescheidene, wohl in Holz gebaute Kirche, die in einer aus dem Jahre 762 stammenden Urkunde Erwähnung findet. Sie wurde im Jahre 933 durch den burgundischen König Rudolf II. durch einen soliden Steinbau ersetzt, dessen Grundmauern heute 1000 Jahre zählen, während der Oberbau in den ersten 200 Jahren



noch bedeutende Umänderungen erfahren hat. Zur Zeit Rudolfs von Habsburg wurde dann die Burg erbaut, und die Kirche war von nun an im Besitz und Schutz der Burgherren. Die ersten waren die Freiherren von Strättligen, ihnen folgten während fast zweihundert Jahren die Freiherren von Bubenberg; hier wohnte dieses ritterliche Geschlecht, das der Stadt Bern elf Schultheißen gestellt hat. Seit 1516 bis ins Jahr 1875, also 360 Jahre lang, blieb Spiez das Eigentum der Familie von Erlach.

Im 17. Jahrhundert residierten nacheinander auf Schloß Spiez zwei besonders hervorragende Vertreter dieser Familie; in der ersten Hälfte des Jahrhunderts war es Franz Ludwig von Erlach, während vielen Jahren Schultheiß zu Bern, ein gewiegter Diplomat und fähiger Baumeister, der das Spiezerschloß modernisierte und für seine zahlreiche Familie wohnlich gestaltete. Ihm folgte sein Bruderssohn Sigmund von Erlach, ein Kriegsmann, der es in franz. Diensten zum Grad eines „maréchal de camp“ gebracht und sodann der heimatlichen Regierung im Bauernkrieg und Villmergerkrieg als General der bernischen Truppen diente und im letzten Viertel des Jahrhunderts jedes zweite Jahr die Schultheißenwürde innehatte. In der Kirche zu Spiez ließ er sein Grabmal errichten und verharrte allsonntäglich nach dem Gottesdienst eine zeitlang still an seiner Gruft. Auf der Grabtafel waren von seinem Todesjahr bereits die zwei ersten Stellen 16 angebracht. Als man ihn im Jahre 1699 darauf aufmerksam machte, daß es an der Zeit wäre, dieselbe in 17 zu verändern, wehrte er ab und starb im Dezember selben Jahres.

An die Kirche in Spiez hatte er 1693 seinen jugendlichen Patensohn Samuel Dick *) von Bern berufen. Dieser wurde im Frühjahr 1706 von Albrecht von Wattenwyl, Freiherr zu Dießbach, zum Pfarrer von Oberdießbach ernannt, wo er im Jahr